

**APPENZELLER VERLAG**

# Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder,  
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags  
urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung  
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Appenzeller Verlag  
[www.appenzellerverlag.ch](http://www.appenzellerverlag.ch)

Hanspeter Strebel Kathrin Barbara Zatti

# «ES GIBT DINGE, DIE BRAUCHEN ZEIT»

Elisabeth Pletscher,  
Zeitzeugin des 20. Jahrhunderts

Appenzeller Verlag

# Inhaltsverzeichnis

|         |   |
|---------|---|
| Vorwort | 7 |
|---------|---|

## **Jugend und Berufszeit: autobiografische Aufzeichnungen**

|                                |     |
|--------------------------------|-----|
| Einleitung: Licht im Dachstock | 11  |
| Kindheit und Jugend in Trogen  | 22  |
| Berufswahl und Ausbildung      | 92  |
| Berufsjahre in Zürich          | 114 |
| Der Zweite Weltkrieg           | 155 |
| Engagement für den Beruf       | 172 |

## **Die zweite Lebenshälfte in Trogen**

|                                    |     |
|------------------------------------|-----|
| In späten Jahren zum Star geworden | 209 |
| Verbundenheit zur Kantonsschule    | 211 |
| Kultur in allen Facetten           | 221 |
| Einsatz für das Frauenstimmrecht   | 236 |
| Breites Interesse an Politik       | 262 |
| Intensives Engagement im Dorf      | 267 |
| Überaus aktiv bis zum Tod          | 275 |
| Ehrungen bis zum Doktorat          | 281 |
| Gefragte Zeitzeugin                | 289 |
| «Leserate» bis ins hohe Alter      | 304 |
| Der Unfalltod                      | 308 |
| <br>                               |     |
| Nachwort I von Hans Altherr        | 317 |
| Nachwort II von Dorle Vallender    | 320 |

## **Anhang**

|                                |     |
|--------------------------------|-----|
| Stammbaum                      | 327 |
| Zeittafel                      | 328 |
| Anmerkungen                    | 333 |
| Literatur- und Quellennachweis | 337 |
| Bildnachweis                   | 348 |
| Dank                           | 349 |

# Berufsjahre in Zürich

## Einzug in die Frauenklinik

☒ Am Abend des 15. Februar 1930 reiste ich nach Zürich. Es war ein Sonntagabend, denn am Montagmorgen um sieben Uhr musste ich meine Stelle antreten. Als ich muttergottseelenallein in der grossen Frauenklinik ankam, war immerhin der Portier darüber informiert, dass ich in der Boleystrasse 28 einquartiert war. Der Bau war eben erst fertig gestellt – das erste Haus, welches für die Klinikangestellten gebaut worden war. Das heisst, es war eigentlich noch nicht ganz fertig. Im Parterre, in einer Vierzimmerwohnung, wohnte der Portier mit seiner Familie.

Einen Hausschlüssel brauchte ich keinen, denn die Haustüre war noch nicht eingehängt worden. Ich konnte das Haus also betreten. Jedermann hätte es betreten und wieder verlassen oder auch nicht wieder verlassen können. Der Portier führte mich in den obersten Stock in ein Zimmer, das mit einem Bett aus Eisen ausgestattet war. Das Bett war sogar bezogen. Sonst aber gab es wirklich gar nichts, ausser Sägespänen am Boden. Immerhin kam Wasser aus dem Brünneli.

Es war mir schon sehr komisch zumute. Ich war um acht Uhr angekommen und hatte angenommen, ich würde irgendwo noch etwas zum Essen bekommen. Darüber sei er nicht unterrichtet, sagte der Portier und so musste ich ohne Abendessen schlafen gehen.

Früh meldete ich mich wieder beim Portier und wurde sogleich dem Chef vorgestellt und dann im Labor von meinen beiden Kolleginnen empfangen. Von Morgenessen keine Rede. Unser Arbeitsplatz lag ebenerdig neben der Heizung und der Küche. Ähnlich wie bei den Appenzeller Webkellern waren die Fenster erhöht angebracht. Wir konnten zwar hinaus schauen, wir sahen aber nur die Füsse der Passantinnen und Passanten. Damit niemand einbrechen konnte, waren die Fenster vergittert – man kam sich schon ein bisschen vor wie in einem Käfig. ☒

---

### *Die Frauenklinik unter Prof. Max Walthard*

1920 übernimmt der bisherige Direktor der städtischen Frauenklinik von Frankfurt am Main, Prof. Max Walthard, die Leitung der Frauenklinik Zürich. Bis zu seinem Tod 1933 modernisiert er die Frauenklinik: Gynäkologie und



Laborantinnen  
hinter Gittern: An-  
sicht des Labors  
an der Zürcher  
Frauenklinik 1933.

Freizeit in Trogen:  
die junge Labo-  
rantin im Sommer  
1930.

Geburtshilfe werden getrennt, die Laboratorien und die Strahlenabteilung ausgebaut. Weiter setzt Walthard durch, dass Patientinnen auch fürsorglich betreut werden. 1929 wird eine Fürsorgerin fest angestellt, nachdem ein Versuch 1928 gezeigt hatte, dass eine Spitalfürsorge, wie sie im Ausland bereits erfolgreich praktiziert wurde, auch in Zürich sinnvoll ist: «Auf vielen Patientinnen», heisst es in einer Dissertation über die Frauenklinik Zürich, «lastete die Sorge um die ohne Hilfe zurückgelassenen Kinder. Oft waren Patientinnen gezwungen, früher als von ärztlicher Seite empfohlen das Spital zu verlassen, um zu Hause wieder den Haushalt zu besorgen. Durch Vermittlung von Hauspflegerinnen, Versorgung der Kinder in Jugendheimen, Anmeldung bei Pfarrämtern, Berichte an die Familienfürsorge und das Wohlfahrtsamt konnte den Familien die sorgenvolle Zeit erleichtert werden.»

Zu den bereits bestehenden chemisch-biologischen und histologischen Laboratorien, die erweitert werden, kommen ein bakteriologisches Labor und ein Untersuchungsraum für den Gasstoffwechsel. Erstmals wird 1920 die Stelle einer Laboratoriumsassistentin ausgeschrieben, 1923 wird offiziell eine Stelle für eine Mikrochemie-Laborantin geschaffen, während bis dahin der Lohn dieser Laborantin vom Oberarzt persönlich bezahlt worden ist. Unter Walthard führt die Frauenklinik 1922 die Institution der «Hausschwangeren» ein.

## Vene zum Glück getroffen

☒ Blutentnahmen gehörten, als ich meine Arbeit begann, zu den Aufgaben der Cheflaborantin. Am Morgen erhielten wir auf einem Zettel die Bestellungen von den Stationen. An einem meiner ersten Arbeitstage rief die Sekretärin des Chefarzts an: Eine ambulante Patientin sei hier, man müsse ihr Blut untersuchen. Ausgerechnet! Ich hatte zwar x-mal bei der Prozedur zugeschaut, aber noch nie selber Venenblut entnommen. Mit etwas Bangen bin ich mit einem Plateau und den nötigen Instrumenten hingegangen – wenn das nur gut herauskommt!

Wir hatten damals nur dicke Nadeln zur Verfügung und man musste mit Gewalt in die Vene stechen. Gott sei Dank ist es geraten! Als ich der Patientin ein Pflasterli auf den Einstich klebte, kam der Oberarzt, schaute sich das Ganze an und sagte: «Ah, Sie haben die Blutentnahme schon gemacht. Ja, ist gut», und ging wieder, nachdem er mit der Patientin ein paar Worte gewechselt hatte. Die Sekretärin, eine ältere Diakonissin, die schon lange nicht mehr im Pflegedienst arbeitete und unter anderem dafür zu sorgen hatte, dass der Chef zur rechten Zeit seinen Tee serviert bekam, wedelte um die Patientin – sie war eine Erstklasspatientin – herum und war dann auch verschwunden.

Ich kehrte ins Labor zurück, wo unterdessen meine Vorgängerin angekommen war. «Aha? War eine ambulante Patientin da? Das habe ich ganz vergessen zu sagen: Bei den Ambulanten machen nicht wir die Blutentnahme, sondern immer der Oberarzt persönlich.»

Weil man mich darüber nicht informiert hatte, war der Oberarzt post festum gekommen. Zum Glück hat er sich von der grosszügigen Seite gezeigt und die Situation auf alle Seiten herum gerettet. Ich entschuldigte mich bei ihm, worauf er mir noch die ambulanten Blutentnahmen bei den Patientinnen der ersten Klasse übertrug. Ich habe also bei meinem Start als Laborantin einfach auch Glück gehabt.

Nur für eine Blutentnahme war ich nicht zuständig: bei unserem obersten Chef. Es handelte sich zwar nur um eine Entnahme am Finger, aber das war die Aufgabe meiner deutschen Kollegin, Fräulein Sonntag.

Eines Tages war sie jedoch an Grippe erkrankt, als der Chef unbedingt einen Blutstatus haben wollte. So bin ich hingegangen, habe ihn in den Finger gestochen und, nichts ahnend, im Labor das Blut untersucht. Gewöhnlicherweise zählt man in einer Zellkammer etwa sechs- bis achttau-



Elisabeth Pletscher 1930 im Labor. Auch Schreibarbeiten gehören zu den Aufgaben der Cheflaborantin.

send Leukozyten. Wenn jemand zehn-, zwanzig- oder dreissigtausend hat, ist er schon sehr schwer krank. Die Zellkammer bei diesem Blutstatus war jedoch so voll, dass ich gar nicht zählen konnte. Meine Mitlaborantin wusste immerhin, dass man das Blut des Chefs verdünnen musste. Selbst beim verdünnten Blut zählten wir 120 000 Leukozyten. «Das kann doch niemals stimmen!», rief ich ziemlich verzweifelt aus. Ich fürchtete, mir sei ein Fehler – ausgerechnet beim Chef! – unterlaufen und ich würde ihn nochmals stechen müssen. Doch dann erfuhr ich rechtzeitig, dass er schwer an Leukämie erkrankt war, was aber verheimlicht wurde. Nur wenige waren eingeweiht. Wenn er einen Anfall bekam, dann stiegen seine Leukozyten tatsächlich so hoch. Dass das möglich ist, hatte ich an der Schule nicht gelernt. Bei der sehr seltenen lymphatischen Leukämie komme das vor, klärte mich meine Kollegin auf.

## Hansli und der Gartenzwerg

Dieser Chef war der «Papst» der Frauenklinik – das war wirklich ein «Gott dort oben». Es herrschte eine furchtbare Hierarchie am Spital, das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Um den Chef hat man immer ein grosses Brimborium gemacht. Jeden Morgen, wenn er um sechs Uhr zur Arbeit erschien, stand seine Sekretärin unten am Lift, um auf den Knopf zu drücken und mit ihm zu seinem Büro hinaufzufahren. Die Sekretärin schickte jeweils einen Vorposten nach draussen, damit ihr rechtzeitig gemeldet werde, wenn der Chef kam. So dass sie dann schon am Lift bereit stehen konnte. Wenn sie aus irgendeinem Grund einmal nicht bereit stand, bestellte der Chef eine andere Frau zum Knopfdrücken. Alleine mit dem Lift zu fahren, wäre unter seiner Würde gewesen. Einmal kam unsere Putzfrau ganz stolz ins Labor: Sie habe den Chef mit dem Lift zum Operationssaal hinaufführen dürfen, weil gerade sonst niemand verfügbar war.<sup>23</sup>

Die Hierarchien sind ganz selbstverständlich akzeptiert und eingehalten worden. Was die Ärzte sagten, galt als sakrosankt und man durfte ihnen nicht widersprechen. Es war für Frauen nicht einfach, sich zu wehren, selbst dann nicht, wenn der gute Anstand überschritten wurde. So gab es beispielsweise einen Arzt – Hans Irgendwas hiess er –, der gerne bei den Laborantinnen hineinschaute und sich ungeniert bediente, sobald etwas Süsses auf dem Tisch stand, zum Beispiel wenn eine von uns Geburtstag feierte. Eines Tages streckte der Arzt wieder einmal seinen Kopf zur Türe hinein. Auf dem Tisch wartete das letzte Stück Kuchen auf eine der Laborantinnen, die an diesem Tag noch keine Minute frei gehabt hatte. Schon wollte er sich den Kuchen schnappen. Das geht zu weit, fand ich, und kaum gedacht, stand ich schon und bat ihn höflich, das Kuchenstück auf dem Teller zu lassen, es sei nicht etwa förig, sondern unsere Kollegin habe einfach noch keine Zeit gefunden, um sich zum Essen zu setzen.

«Sie elender Gartenzwerg!», schnaubte mich der Arzt an und knallte die Türe hinter sich zu. Ziemlich verdattert sassen wir alle da. Das dürfe ich nicht auf mir sitzen lassen, fanden meine Kolleginnen. Aber was sollte ich in diesem Moment machen? «Es wird sich schon eine Gelegenheit zu einer Retourkutsche ergeben», meinte ich.

Einige Zeit später stürmte der betreffende Arzt ins Labor, wie die Ärzte das öfters taten, wenn sie dringend oder auch nur ungeduldig einen La-





Käfele bei  
Schwester Tina.

borbefund brauchten. «Sind die und die Resultate endlich da?!», wollte er wissen. Ganz ruhig hörte ich mir das an und rief dann in aller Lautstärke ins Labor: «Sind die und die Untersuchungen schon fertig? De Hansli wott d Resultat!»

«Für Sie bin ich immer noch Herr Dr. Sowieso!», herrschte er mich sofort an.

«Ja, Herr Doktor», antwortete ich, «für Fräulein Pletscher sind Sie der Herr Doktor Sowieso, aber für de Gartezwärg sind Sie de Hansli!»<sup>24</sup>

## Dienstpläne

Zu Beginn meiner Tätigkeit an der Frauenklinik, gab es noch keine Dienstpläne für die Spitalangestellten. Sowohl von den Krankenschwestern wie auch von den Laborantinnen wurde ganz selbstverständlich erwartet, dass sie ständig zur Verfügung standen und präsent waren. Auch während der Nacht – geregelte Nachtwachen kannten wir keine.

Als ich meine Stelle antrat, wurden wir darüber informiert, dass unsere Arbeit im Labor um sieben Uhr morgens beginne. Die Schwestern der Geburtshilfe waren bereits seit fünf Uhr an der Arbeit, weil die Kinder um halb sechs zum ersten Mal gestillt und den Müttern gebracht wurden. Es war eine Revolution, als Jahre später sich die Erkenntnis durchsetzte, dass die Kinder nicht unbedingt alle um dieselbe Zeit im präzisen Abstand von drei Stunden gestillt werden mussten.